th

Philosophische Kolumne

Philosophischer Irrtum: Probleme müssen gelöst werden

von Timo Heidl (01.06.2022) | pfalzbote.de

Jede Epoche lebt von Gewissheiten, die kaum noch jemand bemerkt. Die Kolumne: Gegen die Gewissheit – Philosophische Irrtümer untersucht die verborgenen Voraussetzungen unseres Denkens und stellt jene Überzeugungen infrage, die als selbstverständlich gelten. In kurzen philosophischen Essays verbindet Timo Heidl klassische Denktraditionen mit neuen Perspektiven und zeigt, dass der größte Irrtum oft nicht in einer falschen Antwort liegt, sondern in einer Frage, die nie gestellt wurde.

Probleme sind dazu da, gelöst zu werden. Wo etwas hakt, braucht es Verbesserung; wo Widersprüche entstehen, verlangen sie nach Aufklärung. Wahre Vernunft zeigt sich darin, Hindernisse frühzeitig zu erkennen und tatkräftig aus dem Weg zu räumen. Diese Vorstellung enthält somit die selten hinterfragte Voraussetzung, dass jedes Problem einen Zustand bezeichnet, der nicht bestehen bleiben sollte. Woher wissen wir aber, ob ein Problem tatsächlich beseitigt werden muss? Ein Konflikt zwischen meiner Freundin und mir lässt sich beenden, indem einer nachgibt. Die Auseinandersetzung ist damit gelöst, aber nicht unbedingt der zugrunde liegende Widerspruch. Auch ein Streit zwischen Freiheit und Sicherheit lässt sich entscheiden, indem eine Seite Vorrang erhält. Der Konflikt verschwindet dadurch freilich nicht, da lediglich festgelegt wird, wer die Folgen tragen muss. Manchmal besteht die vermeintliche Lösung eben darin, dass eine Seite nicht länger gehört wird.

Allerdings beruht nicht jeder Widerspruch auf einem Fehler, der sich beheben ließe. Manche Konflikte entstehen, weil unterschiedliche Interessen oder Bedürfnisse miteinander konkurrieren. Wer sie um jeden Preis auflösen will, muss häufig etwas opfern, das zuvor ebenfalls berechtigt war. Die Lösung beseitigt dann nicht den Widerspruch, sondern entscheidet über die Verteilung seiner Lasten.

Trotzdem behandeln wir Probleme gern wie technische Defekte. Ob ein defektes Gerät oder ein stockender Ablauf, was nicht funktioniert, wird repariert oder optimiert. Diese Denkweise ist erfolgreich, solange sich klar bestimmen lässt, was funktionieren soll. Schwieriger wird es, wenn wir dieselbe Logik auf menschliche Beziehungen oder gesellschaftliche Verhältnisse übertragen. Dort ist nämlich häufig schon umstritten, was überhaupt als funktionierender Zustand gelten soll. Ein Unternehmen möchte seine Abläufe effizienter gestalten, indem Wartezeiten verkürzt oder Arbeitsprozesse neu organisiert werden. Obwohl die Umsetzung Zeit einspart, wächst dadurch oft der Druck, jede freie Minute produktiv zu nutzen. Was zunächst als ineffiziente Arbeit galt, führt zu der neuen Schwierigkeit, dass Menschen den Raum verlieren, auf Unvorhergesehenes zu reagieren oder sich mit Dingen zu beschäftigen, deren Nutzen sich nicht unmittelbar messen lässt. Die Optimierung hat ihr Ziel erreicht und dabei neue Probleme hervorgebracht.

Das ist freilich kein Argument gegen jede Verbesserung, aber zeigt, dass eine Lösung niemals allein danach beurteilt werden kann, ob sie den ursprünglich beanstandeten Zustand beseitigt. Sie verändert zugleich die Bedingungen, unter denen weitere Probleme entstehen. Der erste Irrtum liegt somit darin, Probleme für isolierte Störungen zu halten, obwohl jede Lösung in einen Zusammenhang eingreift, den sie nicht vollständig überblicken kann.

Der österreichisch-britische Philosoph Karl Popper wandte sich gegen die Vorstellung, eine ideale Gesellschaft ließe sich nach einem umfassenden Plan verwirklichen. Statt eine perfekte Ordnung anzustre-

ben, sollten konkrete Missstände erkannt und möglichst begrenzt behoben werden. Dieser Ansatz berücksichtigt die unvorhersehbaren Folgen jeglicher Veränderungen. Allerdings setzt auch eine vorsichtige Problemlösung voraus, dass wir wissen, was als Missstand gelten soll. Ein Zustand kann für die einen ein Problem sein und für die anderen eine notwendige Bedingung. Was die einen als Ordnung verteidigen, empfinden andere als Einschränkung. Die Definition eines Problems ist deshalb nicht neutral, da sie festlegt, welcher Zustand als normal gilt und wessen Interessen bei der Lösung Vorrang erhalten. Wer ein Problem definiert, bestimmt bereits einen Teil seiner möglichen Lösung.

Das zeigt sich besonders in Institutionen, in denen Kategorien und Verfahren komplexe Verhältnisse bearbeitbar machen. Zugleich bestimmen sie, in welcher Form eine Schwierigkeit überhaupt wahrgenommen werden kann. Was sich in eine Kategorie einordnen lässt, wird zum Gegenstand eines Verfahrens, und was nicht hineinpasst, droht unsichtbar zu bleiben. Die institutionelle Leistung besteht dann nicht mehr unbedingt darin, die ursprüngliche Schwierigkeit zu verstehen, sondern einen Zustand herzustellen, den das Verfahren als bearbeitet anerkennen kann. Ob sich das ursächliche Problem verändert hat, bleibt offen. Ein Problem kann zwar administrativ gelöst sein, ohne dass sich die Wirklichkeit verbessert hat; die Lösung, die ursprünglich einem Zweck dienen sollte, wird selbst zum Maßstab des Erfolges, wodurch das Verfahren erfolgreich sein kann, während der Zustand fortbesteht, den es verändern sollte.

Auch im persönlichen Leben behandeln wir Unsicherheit häufig wie einen unerwünschten Zustand und suchen Orientierung in Umbruchphasen. Das Leben wird somit zu einem fortlaufenden Verbesserungsprojekt, obwohl nicht jede Unzufriedenheit ein Hinweis auf einen Defekt ist. Zweifel können anzeigen, dass eine Entscheidung falsch war, aber eben auch entstehen, weil mehrere Möglichkeiten berechtigt sind und

jede einen Verzicht verlangt. Wer jeden Zweifel beseitigen will, verlangt von sich eine Gewissheit, die die Situation nicht hergibt.

Manche Fragen lassen sich nicht dadurch beantworten, dass wir länger nachdenken, sondern müssen unter Bedingungen entschieden werden, die unvollständig bleiben. Andere Fragen verändern sich, sobald wir aufhören, sie als dringende Probleme zu behandeln, und auch ein Widerspruch kann verstanden werden, ohne dass er sich auflösen lässt. Das bedeutet nun nicht, Probleme einfach hinzunehmen, denn vermeidbares Leid oder konkrete Missstände verlangen nach Veränderung. Entscheidend ist aber, ob wir eine Schwierigkeit untersuchen, bevor wir sie beseitigen wollen, oder ob wir bereits aus ihrem Bestehen ableiten, dass sie verschwinden muss. Manche Probleme verlangen statt einer schnellen Lösung vielmehr danach, zuerst anders verstanden zu werden. Der Lösungsanspruch ist verführerisch, weil er eine klare Ordnung verspricht, indem er das Problem, die Lösung und die dazwischenliegende Aufgabe klar aufteilt. Diese Ordnung verleitet uns allerdings dazu, nur noch das wahrzunehmen, was sich als Problem formulieren lässt, und nur jene Veränderungen ernst zu nehmen, die als Lösung erscheinen. Was sich nicht beheben lässt, gilt schnell als unproduktiv, und was keine eindeutige Antwort zulässt, erscheint als unzureichend bearbeitet. So kann der Wunsch, alle Probleme zu lösen, die Fähigkeit schwächen, ihre Eigenart überhaupt zu erkennen.

Der philosophische Irrtum besteht somit in der Annahme, jedes Problem sei bereits verstanden, sobald wir es benannt haben, und seine Beseitigung sei deshalb immer der richtige nächste Schritt. Manchmal muss ein Konflikt entschieden oder eine Unsicherheit ausgehalten werden. Oft erweist sich das Problem, das wir lösen wollten, allerdings als eine Frage, die wir falsch gestellt haben. Menschliche Vernunft ist somit auch die Fähigkeit, zu erkennen, wann eine Lösung überhaupt sinnvoll ist.